

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr. 28 Juli 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 50.

Einverständnis.

Von Hermann von Skode.

Deine Seele zu ergründen, Suchte ich dein Augenpaar, Dieses sollt' mein Loos mir künden, Das in deinen Händen war.

Bei der Blide stillen Fragen Dell es in der Seele tagt, Augen können vieles sagen, Was das arme Wort nicht sagt.

Wer die Wahl hat...

Eine Erzählung aus dem Berliner Leben v. Lenette Winkfeld.

Kenne Kirsten steckte einen Weichenstift an den Frauenhut, den sie zu garnieren hatte, und betrachtete ihn umschlüssig.

„Finden Sie ihn nicht zu dunkel?“ wandte sie sich an die zweite Putzmacherin unter deren flinken Händen leise knisternde Schleifen hervorgingen. „Meinen Sie, ich nehme lieber den hellen?“

Sie rief die Weichen herunter und brachte eine Handvoll blonder Phantasieflecken an ihre Stelle. „Für die simple Kapotte sind beide gleich gut oder vielmehr schlecht“, lächelte die Jünette. „Nehmen Sie nur den ersten besten!“

Kenne schaute über den halbherzigen Hut hinweg die andere vorwurfsvoll an. „Nehmen Sie nur den ersten besten!“ Als ob es so leicht wäre, seine Wahl zu treffen, wenn ein Dunkler und ein Blonder zur Verfügung standen. Sie beugte ihren Knaustopf plötzlich tief über die Arbeit, um das heiße Roth zu verbergen, das ihr in die Wangen getrieben.

Die Uhr im Laden nebenan that einen dröhnenden Schlag. Kenne zuckte zusammen. Halb acht! In dreißig Minuten mußte sie sich einschließen haben, ob sie zum Bordereingang hinausgehen sollte, wo der Dunkle wartete, oder zur Seitenthür, an die sie den Blonden bestellt hatte. Nachdenklich runzelte das Mädchen die Brauen. Schließlich meinten es alle beide mit ihr — ein e n konnte sie aber doch nur nehmen! Und das dumme war: sie konnte alle beide gleich gut leiden.

Verzweifelt stichelte Kenne auf den Hut los. Diese schredliche Wahl! — Würde sie wenigstens, wie sich ihr Loos an der Seite eines jeden der Männer gestalten würde! Aber der schwere Schleier, der die kommenden Jahre verhüllte, ließ sich nicht lüften. „Wähle Menschenkind, auf gut Glück!“ sagten die dunklen Zukunftsaugen, und der geheimnisvolle Mund lächelte ernst.

Kenne schrie leise auf. Sie hatte sich in die Finger gestochen. Sie zog schnell den Wulststreifen ein und schaute den Hut auf einen Ständer. Er war fertig. Der tiefblaue Weichenstrauß schmückte ihn.

„Also der Dunkle!“ dachte Kenne. „Zu aller, froher Leichsinn lehrte wieder. Wozu war sie denn neunzehn Jahre! Da wird man mit jedem Mann glücklich, der's gut mit einem meint.“

Fünf Minuten später ging sie in der ihr eigenen stolzen Haltung zum Bordereingang hinaus. Der Dunkle stand auf der anderen Seite der Straße. Er lästete den Hut und kam strahlenden Gesichts herüber. — War in der Art, mit der er sich Annes Arms bemächtigte, nicht etwas recht herrlich? In Annes vergleichenden Gedanken lenkte sich plötzlich die Waage zu Gunsten des Blondes. Der war entschieden gütlicher.

Tauchte nicht seine ein wenig torpente Gestalt dort an der Ecke auf? Kenne empfand heftiges Bedauern, nicht zur Seitenthür hinaus entweichen zu sein.

Da sagte der Dunkle neben ihr: „Wie bin ich froh, daß ich Sie endlich habe! Den ganzen Tag dacht' ich nur an Sie.“

Sie schaute in seine hübschen Augen, die in so sammentem Maitäferbraun voll Stolz und Freude auf ihr ruhten, und sie schmeigte sich fester in den Arm, der mit so tyrannischer Selbstverständlichkeit von ihr Besitz genommen. Nach dem Blondes wandte sie sich nicht mehr um. Der stand an der Straßenecke und schaute der zierlichen Gestalt neben dem breitschulterigen Manne mit tieftraurigem Gesicht nach, bis der letzte Schimmer ihres hellen Kleides hinter der Wegbiegung verschwand.

Zwanzig Jahre waren vergangen. Lieber den Staubigen Fußsteig der unpflasterten Vorstadtstraße rollte

ein alter Kinderwagen, schwer gefüllt mit Prestoblen. Die Frau, die halb gebückt das Gefährt lenkte, trug keine Kopfbedeckung. Der Wind spielte mit ihren angegrauten krausen Haaren. Ihre Augen blickten stumpf und müde geradeaus. So sah sie auch die Drosche nicht, die scheinbar ratlos mitten auf dem öden Damm hielt. Erst als die Frau sich anrühren hörte, wandte sie den Blick.

„Können Sie uns nicht sagen, Frauchen, wo die Körnerstraße ist?“ Das Gesicht der Frau belebte sich. Sie blickte den behäbigen, freundlich aussehenden Herrn, der im Wagen saß, gespannt an.

„In der Körnerstraße steht nur ein Haus“, sagte sie mit verschleierter Stimme. „Kommen Sie vielleicht wegen der Wohnung?“

Der Mann nickte lebhaft. „Sind Sie die Vermieterin?“

„Ja, ich.“ Der Mann stufte. So seltsam bekannt klang ihm die Stimme der Frau. Er betrachtete aufmerksam das hügere Gesicht mit den vielen feinen Faltchen, und plötzlich entbedte er einen winzigen, braunen Leberfleck unter dem linken Auge.

Er sprang aus dem Wagen und streckte der Frau beide Hände entgegen.

„Anne — Anne Kirsten! — Das heißt“ verbesserte er sich — „der Name stimmt ja nun nicht mehr.“

Die Frau starrte erschrocken drein. „Aber ich weiß doch nicht —“

„Glaub's gern, daß Sie mich nicht mehr kennen —“ leise Traurigkeit war in seinem Ton — „einmal liebten Sie mich vergebens vor der Lebensstüre warten, und — wählten den anderen.“

Zwei abgegriffene rote Fleder erschienen auf den Wangen der Frau. „Herr Wehrmann!“ rief sie heiser, „daß wir uns so treffen müssen!“

Er hatte sich umgewandt, den Knutscher entlohnt und ging nun neben ihr und dem Kohlenwagen her.

„Die Welt ist klein, Anne“, sagte er lächelnd. „Aber nun erzählen Sie mir: wie ist es Ihnen ergangen?“

Die Gestalt der Frau fand sich mehr in sich zusammen; um ihren Mund zuckte es wie verhaltenes Weinen. — Wehrmann musterte sie halb verlegen, halb mitleidig. Das vergaßte Gesicht, die nachlässige Kleidung erzählten deutlich genug Kennes trübe Schicksale.

„Ist Ihr Mann tot?“ fragte er leise. In den Augen der Frau flackerte ein seltsames Licht auf.

„Nein, er lebt —“ stieß sie rauh hervor, und dann — als geborene sie einer Stimme, die sie gebietend zum Reden zwang — kamen ruckweise die Worte aus der eingefallenen Brust.

Ihr Bild irrte dabei im Verren, vermischt, dem mitleidigen des Mannes neben ihr zu begeben.

„Mein Mann ist oft ohne Arbeit. Und er trinkt. — Ich hatte vier Kinder. Anfangs versuchte ich es mit der Putzmacherei, aber die Kunden wollten nicht kommen. — Dann hatte ich ein Gemüsegeschäft. Es ging nicht. Nun vermietete ich die Zimmer und wasche und plätte dazu.“

Sie verstummte. Aber Wehrmann las in den bitteren Linien des milden Gesichts, was ihm die fest zusammengepressten Lippen verschwiegen. Nicht nur von harter Arbeit erzählten die beredten Spuren der Trübsal, von Mißhandlungen sprachen sie, von Eitel, Verzweiflung.

Wo waren die glänzenden Mädchenaugen die unter den hellen Ringelblöcken so übermützig in die Welt geschaut? Jetzt sahen sie, voller Angst und Hoff wohl nur, die dräuende truntune Gestalt des brutalen Mannes, sahen den Hunger heranschleichen und seine Hände nach den Wirmern strecken, die „Mutter“ zu ihr sagten.

Wehrmann fühlte, wie ihm die Thränen kamen.

„Ich möchte Ihre Kinder kennen lernen, Anne“, sagte er in dem Bestreben, etwas wie Wärme in die stumpfen Wangen der Frau zu zaubern.

Sie brachte mit einem Rud den Wagen zum Stehen und schlug die Augen voll zu Wehrmann auf. Er erschauerte vor dem großen Schmerz, der diese füllte.

„Ich hatte vier Kinder. — Mein Velleter, der schon anfang, mir eine Stütze zu sein, starb vor einem Jahr. Das zweite Mädchen ist ein Krüppel — mein Mann trägt die Schuld.“

Die Röhre auf ihren Wangen glüdete heißer auf, iradones Büßeln schüttelte den ausgemergelten Körper.

„Für die beiden Kleinen schufte ich — ein rührender Ausbruch gärtliche Sorge verschönte für Augenblicke das verweltete Gesicht. „Aber sie sind

sehr schwächlich. Verlangen Sie nicht, sie zu sehen.“

Sie reichte dem Manne die Hand hin, und ein dankbar-kindliches Leuchten, das an die Anmuth der jungen Anne erinnerte, trat in ihren Blick.

„Es ist mir ordentlich leicht um's Herz, daß ich Ihnen das alles sagen durfte. So manche Nacht wünschte ich mir's. — Und nicht nur das —“ sie senkte den Kopf — „auch von meiner Reue wollte ich Ihnen sprechen. Leichtsinng habe ich damals mein Glück verfehrt. — Und Sie?“

„Ihnen ist es gewiß gut ergangen?“ Wehrmann streichelte die harte Arbeitshand, die in der seinen lag.

„Mein Leben hat sich behaglich gestaltet, Anne. Sorgen um's tägliche Brod blieben mir fern. Aber — ich bin sehr einsam. Ich habe mich nicht verheiratet.“

Er suchte ihre Augen. Voll wehmüthiger Sehnsucht hing ihr Blick an seinem guten Gesicht. Ganz kleine, binne Thränen, wie sie die rauhen Jahre der Schmerzreichen übriggelassen, rollten über die abgehärmten Wangen.

Sie rief hastig ihre Hand aus der feinen, wischte mit dem Schürzzipfel über ihre Augen und schob mit langen, weit ausgreifenden Bewegungen den Kinderwagen weiter.

Wehrmann blieb stehen und schaute ihr nach. Sie wandte sich nicht um.

Der Wagen rollte jetzt über holpriges Pflaster. Sein Klattern klang wie hartes, höhrendes Rufen zu dem einsamen Manne hin, bis es schwächer wurde und schließlich ganz und gar in der Ferne verhallte.

Das Wiener Kaffeehaus.

Dem großem Modernisirungs-Prozess, den Wien gegenwärtig durchmacht, entgeht auch nicht das Wienerische vom Wienerischen, das Kaffeehaus. Die neue Zeit, die gegenwärtig mit der Eroberung der alten Kaiserstadt beschäftigt ist, hat eben vor gar nichts Respekt. Sogar in das Traditionellste des Wienerbums poltert sie hinein, reißt die niedrigen Deden ein, wirft die alten gemütlichen Möbel hinaus und errichtet dafür Prunklokale, wie sie als Wiener Cafés schon längst im Ausland bekannt sind.

Welch ein Unterschied zwischen dem modernen Prunklokal und dem Café des 18. Jahrhunderts! Das Café des ersten Kaffeehauses, das während der achtziger Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts gegründet! Dort der raffinierteste Luxus, Rauch-, Spiel-, Damen-, Kefe- und Schreibsalons, hier ein ganz kleines niedriges Gewölbe mit plumpen Eisenmöbeln. Dort ein hyperelegantes Publikum, das der Wind aus aller Herren Länder zusammengeblasen hat. Hier ein paar Wiener Spielmänner, hemdärmelig und behaglich. Dort ein Meer von hin und her schleichenden Kellnern, hier der Wirth allein, jedem Gast die Tasse Kaffee mit einem freundlichen Wort wührend — jenes ist das Café von heute, dieses das von einst.

In Wiens große Zeit, die der zweiten Türkenbelagerung, muß man zurückgehen, will man dieses erste Wiener Kaffeehaus kennen lernen. Als die Türken vor Wien anrückten, brachten sie außer der grünen Fahne des Propheten und ihren Kanonen noch etwas anderes mit: unzählige Säcke voll Kaffee. Denn selbst in Kampf und Schlacht mochten sie des duftenden Trants nicht entbehren. Als sie dann mit blutigen Köpfen heimgeführt wurden, vergaben sie in der Eile des Davonrennens nicht nur die grüne Prophetenfahne und die Kanonen, sondern auch die Kaffee Säcke. Die Fahne und die Kanonen wurden als Kriegstrophäen von aller Welt bewundert und bestrahlt, mit den kleinsten, braunen Bohnen wußte aber kein Mensch etwas anzufangen. Schon wollte man sie als völlig werthlos und nutzlos in die Donau werfen, als sich ein Mann meldete, der zu wissen behauptete, wozu die unscheinbaren Dingen gehörten. Ein Pole war's, namens Kolschitz, der sich Jahre lang im Orient herumgetrieben und während der Belagerung Spionendienste für die Oesterreicher gethan. Zum Lohn dafür erbat er sich nichts als die Säcke mit Kaffee. Man überließ sie ihm ahnelnd. Die Stadt schenkte ihm ein Haus in der heutigen Domgasse, und hier eröffnete er das erste Wiener Kaffeehaus.

Zuerst schien's allerdings, als wolle die Sache nicht recht vorwärts. Die Wiener kamen zwar schaarenweise in die Kaffeehandlung des Peter Kolschitz, um sich von ihm seine Kriegsbeute erzählen zu lassen, aber der neumodische Trank, den er ihnen vorsezte, wollte ihnen gar nicht schmecken. Nach türkischer Art war er bereitet, siedendheiß, und enthielt den Koffeefag. Wer zum erstenmal so eine Tasse Kaffee probierte, verbrannte sich den Mund und verpöckelte sich den Gaumen mit dem etelhaften, körnigen Saß. Nein, so ein Gebräu konnte kein rechtschaffen Mensch hinunterbringen. Kolschitz erzählte seinen Gästen Geschichten, bei denen ihm die Haare zu Berge standen, aber es war umsonst. Nach anfänglichem Zulauf blieben die Gäste aus, und der Pole konnte seinen Kaffee allein trinken. Aber er ließ den Kopf nicht hängen. Er war eben der Kaffeebeber, wie er sein soll, alle modernen Cafés sollten sich an ihm ein Beispiel nehmen. „Meinen Gästen schmeckt mein Kaffee nicht“, sagte er sich, „gut — so werde ich ihnen einen Kaffee brauen, der ihnen schmeckt.“ Er postierte den Kaffee, um ihn vom Saß zu befreien, versetzte ihn mit etwas Streup- und milderte seine Stärke, indem er Milch dazugab. Er erfand die Melange.

Als er zum erstenmal den schwarzen Kaffee mit der weißen Milch zusammenrog, war er sich nicht bewußt, welche kulturhistorische Bedeutung dieser Moment hatte. Er war ein Erfindergenie und als solches naiv. Er wollte sein Geschäft heben und erfand den Kaffee, wie ihn seit seinen Tagen alle Welt trinkt und wie ihn alle Welt auch in Zukunft trinken wird. Dadurch machte er das Produkt Arabiens im Abendlande bekannt, dadurch schuf er einen Handelszweig, der heute Millionen von Menschen beschäftigt. Der reiche Handelskäufer in Hamburg oder in Triest, der Kellner im kleinsten Kaffeehaus verbandt seine Erzählung jenem Geistesblitz des Polen Kolschitz. Wenn je einer ein Denkmal verdient hat, er verdient's. Und schöner Andenkmal ist es, daß bis heute kein Mensch daran gedacht hat.

Zunächst aber half er sich selber mit seiner Erfindung. Seine Melange fand die Billigung seiner Gäste; schnell jagte sich ihr Ruhm in Wien herum, und bald hatte er in seinem Gewölbe seinen Platz für die Zahl der Besucher. Er schlug also sein duftendes Zelt im Haus Zur blauen Flasche auf, ganz in der Nähe des heutigen Stad-im-Eisen-Plazes. Mit einem modernen Kaffeehaus hatte zwar auch dieses Lokal so viel Aehnlichkeit, wie ein gothischer Wirthshaus mit einer Kösterei. Aber ein Fortschritt war's immerhin. Einladende, blank geschuerte Eisenfläche gab's da, auf dem offenen Herd leuchtete ein behaglich Feuer, wühziger Kaffeeduft hing im Raum, und der Wirth (angelant wie ein türkischer Pascha) sorgte, von sechsen Schenkfrauen unterstützt, für gute Bedienung und frühliche Unterhaltung seiner Gäste. Na, und die Tasse Kaffee kostete, sage und schreibe — einen Kreuzer! Und Kolschitz ward trotzdem ein reicher Mann.

Natürlich ließen sein Ruhm und sein Geld andere nicht schlafen. Er fand Nachahmer, und gegen Anfang des 18. Jahrhunderts gab es bereits eine ganze Anzahl Kaffeehandlungen, die sich alle eines guten Besuches erfreuten. Der Preis des Kaffees stieg zwar enorm, er betrug jetzt schon — ganze vier Kreuzer, aber das Kaffeehaus wurde den Wienern immer verlässlicher, immer lieber Aufenthalt. Zwei neue epocheartige Erfindungen kamen hinzu, um die Behaglichkeit der Kaffeehandlungen zu erhöhen. Ein erfahrener Wädrmeister namens Peter Wendler kam auf den genialen Einfall und gab seinen Gemählern zur Erinnerung an die Türkennot die Form eines Halbmonds — er ward der Schöpfer des weltberühmten Kippels. Auch er starb als reicher Mann, denn jede patriotisch denkende Wiener hielt es für seine Ehrenpflicht, wenn er in der Schenke die duftende Schale vor sich stehen hatte, so viel Halbmonde wie möglich zu vertilgen, zumal sie appetitlich braun und knusperig waren. Die zweite epocheartige Erfindung auf dem Gebiete des Kaffeehauswesens ist mit dem Namen einer Frau verknüpft: Käthe Krapp, Mandolittibädlerin ihres Zeichens, schuf die Krapp (Pflanzchen), diese hühen, rotbraunen, runden Tager, die der Froschung zu seinem Wuhzzeichen erhoben hat. Aber auch andere Genüsse bot das Kaffeehaus seinen Besuchern. Billardbretter wurden aufgestellt, die paar Zeitungen, die damals erschienen, lagen auf und wanzorten von Hand zu Hand. Gierig laurte immer ein Gast auf den andern, daß er endlich, das Tagesbuch wichtigster Neuigkeiten oder die Gazette de Vienne aus der Hand legte.

Langsam, aber stetig eroberte sich das Kaffeehaus eine bedeutende Stellung im sozialen Leben der Wiener. Natürlich fehlte es ihm nicht an Gegnern, die ihm das Leben sauer machten. Besonders die Brandwein-schinken tobten gegen die neue, aus dem Orient importierte „Weiden“-Kaffeehandlung. Moralisten wettelten gegen das immer mehr sich einbürgernde „Kaffee“, und zum Schluß legte auch die Regierung ihre schwere Hand auf die Kaffeehandlungen. Scheint manchmal ziemlich bunt in ihnen zugegangen zu sein, denn Maria Theresia, die Strengherrin, ordnete an, daß die Kaffeehäuser zu ebener Erde liegen mußten und am Abend nicht durch Holzläden verschlossen sein durften. Erst Kaiser Joseph II. dachte weniger drastisch, und so da ab hatten die Bürger bei ihren Kartenpartien nicht mehr die Polizei als Kiebiß.

Das war damals schon so, wie es heute noch ist. Kartenspiel wurde immer mehr und mehr die Hauptbeschäftigung, der man sich im Kaffeehaus hingab. Heute ist in Wien kein Kaffeehaus, in dem nicht gespielt wird, in dem hochmodernen Luxuscafé in der inneren Stadt, wo in dem alten, verwicherten Vorstadttheil. Natürlich ist das Spiel noch eine andere Art von Glücksspiel streng verboten. Darum kam in Wien, so elegant es auch ist, das Klubleben schwer aufkommen. Es gibt einige Klubs, so ganz große, wie der Jockeyklub und der Reifidens- sowie der Schachklub, in denen hoch gespielt wird, aber der Bürger, selbst dem wohlhabenden, genügt die Gemüthlichkeit seines Stammcafés vollkommen. Das Bezogen des englischen Klubwesens ist ihm: noch viel zu steif und geremoniell. Ehe er den Frock oder den Smoking anzieht, um es sich gemütlich zu machen, lieber verzichtet er von vornherein darauf. Er braucht keine Staats Toilette, um ins Kaffeehaus zu gehen. Und da gibt's keine feierlichen Diener, die leise flüstern und höfliche Verbeugungen vollführen, wenn sie einen Gaste Abend wünschen. Da sind der Zählkellner und der Zuträger, die beide den Stammgästen betreuen, die ganz genau wissen, welches Abendblatt er lieh, welche Art von Kaffee er trinkt, ob einen Schnapser oder einen Apuziner oder Russkoffee braun. Da wartet schon auf dem Stammpfad die Tardokarte. Und allezeit getreuen Kiebiße hüten bereits. Einer kommt den andern, sie sind bei der Partie miteinander und nebeneinander alt geworden. Und der Wirth geht von Tisch zu Tisch, begrüßt bevorzugte Stammgäste mit einem jovialen Händedruck und erkundigt sich nach dem Befinden der werthen Frau Gemahlin und der lieben Kinderin. Und die Atmosphäre ist so lieb und traulich im Kaffeehaus. In breiten Schüben ziehen Tabakrauch und Kaffeeduft durch den Raum und erfüllen ihn mit jener biden, schweren Luft, in der allein der Wiener Kaffeehausbesucher sich wohl fühlt. Da gibt's so manchen, dem das Tardokarten im Kaffeehaus besser schmeckt als daheim in der eigenen Wohnung.

Die moderne Zeit sucht auch da reformierend einzugreifen. Sie hat die Ventilatoren im Kaffeehaus eingeführt. Sehr zur Unzufriedenheit der alten Kaffeehausgäste. Die sind gute Leute über ihren Stammpfad nicht gewöhnt. Sie stört ihnen die Gemüthlichkeit, diese Ventilatoren surren und summern, machen einen irx beim Tardozählen und verursachen Zug. Immerhin modernisiert sich das Wiener Kaffeehaus. Es nimmt mehr Rücksicht auf die Fremden als auf die Einheimischen. Denn diese schimpfen und kommen schließlich doch. Kann doch keiner das Kaffeehaus entbehren. Und den Fremden muß man doch zeigen, daß die Wiener Cafés in Wien selber zumindst so elegant sind wie die Wiener Cafés in Berlin oder in Paris.

Natürlich haben sie alle ihr Publikum, das mit ganz bestimmten Interessen ins Kaffeehaus geht und sich aus ganz bestimmten Gesellschaftskreisen rekrutiert. Da ist das Café Scheidl in der Rärnthnerstraße, das berühmte Fensterquader, in dem die Offiziere ihre freien Nachmittage damit verbringen, durch die großen Fensterscheiben die verüberströmenden Passanten, besonders die weiblichen Geschlechts, zu mustern. Da ist das Café Zentral, in dem die Journalisten und Literaten sich in Hunderte von Journalen und Revuen vertiefen können. Da ist das Sucher auf dem Kohlmarkt, das Generalkassacasé — das Doburo, in dem die Mitglieder des Schauspielersandes die lieben Kollegen „ausrichteten“. Da sind die zahlreichen Geschäftscasés, die eine Art Börse für die verschiedensten Berufe bilden. In dem einen werden Häuser verkauft, im zweiten Diamanten, im dritten Weizen. In der Praterstraße befinden sich die Kaffeehallen, in denen die Turfweifen den nächst-

jährigen Derby Sieger herausrechnen. Und dann sind schon viele Cafés da, die Tratschcafés, in denen die Damen sich einfinden und sich jener edlen Beschäftigung hingeben, die in der Bezeichnung schon zur Genüge ausgedrückt ist.

Die Pflege des Rasens.

Das ist ein zeitgemäßes Thema für einen Sommertag. Ein wohlgepflegter Rasen ist ein feiner Schmuck für einen Wohnplatz. Aber seine Pflege kostet Mühe und Arbeit, und leider fallen viele dem Menschen am schwersten gerade in der Zeit, da man sich des Rasens am liebsten freuen möchte. Den Lawnmower, die schwere eiserne Schneidwalze, vor sich herzuführen und mit ihr die Gartenfläche strichweise auf- und abzuwandern, um das Gras gleichmäßig zu scheren, ist in den Sommermonaten wahrlich keine Kleinigkeit. Da wird es denn gewiß für Viele sehr angenehm sein, zu erfahren, daß man auch für diesen Teil der Rasenfläche ein Tierchen benutzen kann, welches obendrein die Arbeit mit wirklichem Vergnügen besorgt.

Der amerikanische Konful in Nottingham, England, Herr Samuel Taylor, schreibt nämlich unserem Handels-Departement in seinem neuen Bericht über „Guinea Pigs als Lawn Mowers“ Folgendes:

„Ein sonderbares, aber erfolgreiches Experiment wird in der Provinz Kent auf einer Anzahl privater Rasenflächen gemacht, und es wird auch von einem Golf-Klub in der Nähe von Greenhithe erprobt. Die Idee ist neu und besteht in der Substituierung des Guinea Pig für die Mähmaschine zur Ausrottung von lästigen Unkräutern. (Bemerkung mag hier werden, daß das Wort Guinea eine Korruption des Wortes Guiana ist. Das sogenannte Sinnichweinechen ist nämlich ein brasilianisches Nagethierchen von sieben Zoll Länge und sehr niedlich.)

Um den Rasen wird, wie der Konful mittelt, ein niedriges Drahtgitter gelegt und in dieser Umfriedung läßt man das Guinea Pig sich tummeln. Das Tierchen macht sich sofort über die schlimmsten Unkräuter her. Zuerst adaptiert es den Wegereit, dann den Löwenzahn und die Gänse- oder Wucherblume usw. Diese breitblättrigen Kräuter, denen mit der Mähmaschine nicht bezukommen ist, werden durch die scharfen Zähne des anaussgefeht fleißigen Nagers bis in die Wurzelstöcke zerstört. Wenn es mit den Unkräutern, die breite und saftige Blätter haben, fertig ist, macht es sich an das Gras, und in kurzer Zeit sieht der Rasen aus, als ob er mit einer tief gestellten Maschine geschoren wäre. Das Nagelbist die Unkräuter, die fast jedem anderen Angriff widerstehen, aber es tut dem Gras keinen Schaden.

Die Rasenflächen, auf denen das Guinea Pig seine Arbeit getan hat, sehen prächtig aus und sind auch für das Golfspiel so fest, als wäre der Mower darüber gegangen.

In der genannten Gegend hat man auch gefunden, daß die Tierchen im Winter nicht leben, wenn man sie so umherlaufen läßt. Man stellt dann einfach durch Draht einen Gang her zwischen dem Hüttchen und dem Rasenplatz, so daß sie nach Belieben unter Schutz oder im Freien sich aufhalten können. Unter diesem Verhältnis fühlen sie sich sogar wohlher und gesünder, als wenn sie als Häufchen gehalten werden. Durch die mit ihnen in der oben mitgetheilten Art gemachten Erfahrungen ist die Nachfrage nach Guinea Pigs ganz bedeutend gestiegen; aber wegen deren natürlicher Fruchtbarkeit wird dem gesteigerten Bedarf wahrscheinlich für lange Zeit genügt werden. (Dav. Denn.)

Ein Philosoph.

Bauer (vor einem Theater, vor dem sich viele Menschen drängen): „Gehen sie alle rein, dann gehen sie nicht alle rein.“

Kurz und bündig.

Dichterin (zum Redakteur): „Bitte, wollen Sie meine neuesten Gedichte lesen? Ich bin meilenweit gelaufen, um sie Ihnen persönlich zu bringen!“ Redakteur: „Herr, da sind Sie entschieden zu weit gegangen!“

Kochfertigung.

Mama: „Was, vom Klavierlehrer hast Du Dich küßen lassen?“ Aber, Mama, die Zeit, die das in Anspruch nimmt, die rechnet er ja nicht mit!“

Auch noch.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Ihre Frau im Stande wäre, durchzugehen!“ „Die? Die ist im Stande und kommt auch wieder zurück!“